

alltag & kultur

Band 12

Herausgegeben vom Institut für
Europäische Ethnologie
und von der Landesstelle für
Berlin-Brandenburgische Volkskunde
der Humboldt-Universität zu Berlin

durch

Wolfgang Kaschuba, Rolf Lindner
und Leonore Scholze-Irrlitz

Horizonte ethnografischen Wissens

Eine Bestandsaufnahme

Herausgegeben von
Ina Dietzsch, Wolfgang Kaschuba und
Leonore Scholze-Irrlitz

ER 114: 12



2009

Böhlau Verlag Köln Weimar Wien

Bibliothek
Schweiz. Ges. f. Volkskunde
Basel

8/64

kunde wurde nur noch begrenzt anerkannt. Marxistische Volkskunstforschung, wie sie Nedo und Steinitz vorschlugen, gab es nun nur noch durch vereinzelte Volkskundler in den Museen, an den Akademien und an der Humboldt-Universität in Berlin.⁹³ Erst Mitte der siebziger Jahre kam es in der DDR zu einer Neubewertung des Folklorismus und im Zusammenhang mit einem veränderten Verständnis von volkskulturellem Erbe und Tradition wurden regionale Folklorenzentren geschaffen.⁹⁴

Diese detaillierte Darstellung einer angewandten Forschung in der sozialistischen DDR der fünfziger Jahre zeigt das Aufeinanderprallen verschiedener Konzeptionen von Wissenschaft und Wissenschaftspopularisierung. Die marxistische Volkskunstforschung, die zwischen einem Verständnis der Zweckfreiheit von Wissenschaft einerseits und einer sozialistischen Konzeption von Belehrung und Erziehung andererseits ausbalancieren musste, berief sich in ihrer Konzeption auf die integrative Ressource volkskundlichen Wissens. Damit gab sie ihren Status als wissenschaftliche Forschung nicht auf, ihre Ergebnisse konnten und sollten dennoch auf den gesellschaftlichen Alltag „angewendet“ werden. Im Laufe der fünfziger Jahre nahm die beschriebene angewandte Volkskunstforschung sogar eine Vermittlerposition zwischen (Kultur-)Politik und Gesellschaft ein. Und auch die wissenschaftliche Volkskunde hat sich trotz der ideologischen Überformung der Forschungsperspektive nicht vollständig von der Politik instrumentalisieren lassen, sondern die genannten Akteure bemühten sich um eine neue, gegenwartsorientierte Konzeption der historischen Volkskunde.

93 Vgl. dazu Mohrmann 1994.

94 Siehe dazu Weinholt 1992.

Die Volkskunde als Kulturwissenschaft Der Diskursraum als Denkraum des Faches

Sabine Eggmann

Mit der Frage „Wem nützt Volkskunde?“ verbindet sich heute in der Geschichte der apostrophierten Disziplin die Erinnerung an eine markante Wende: 1970 als Dieter Kramer, ein junger Fachwissenschaftler, die Frage provokant und als Titel prominent gesetzt, zum expliziten Thema eines Artikels machte (vgl. Kramer 1970), befanden sich sowohl das Fach als auch die Universität und die (deutsche) Gesellschaft in einem Umbruch. Im Fach wurde die thematische, begriffliche, methodische und theoretische Ausrichtung der disziplinären Forschungen retrospektiv sowie im Hinblick auf die Zukunft heftig diskutiert, neu entworfen und auch verworfen.¹ Die Universität erlebte in diesem Zusammenhang einen zahlenmäßigen Aufschwung, der sich in vervielfachten Studierendenzahlen und dem Ausbau von Fächern wie Departementen manifestierte (vgl. Luhmann 1992b; Weingart 2001), und auch im gesamtgesellschaftlichen Kontext zeitigte der Wandel strukturelle sowie wertbezogene Neuorientierungen (vgl. ebd.). Die Frage „Wem nützt Volkskunde?“ fasst an diesem Punkt sozusagen exemplarisch zusammen, womit sich die Gesellschaft damals allgemein auseinandersetzen musste: Im Blick zurück auf die nahe Vergangenheit, die mit dem Zusammenbruch der früheren gesellschaftlichen Ordnung endete, und im Blick nach vorn auf eine immer stärker demokratisierte Zukunft formulierten sich neue Fragen um die Mitbestimmung bzw. die soziale Positionierung aller Gesellschaftsmitglieder und damit auch um die gesellschaftliche Relevanz von Wissenschaft.

Ende der 1980er Jahre stand die Frage nach dem wozu und für wen erneut im Titel unterschiedlicher Veröffentlichungen. Jetzt formulierte sich die Frage allerdings viel breiter, bezogen auf den ganzen Bereich der Geisteswissenschaften: An der Universität Mainz fand eine Vortragsreihe unter dem Motto „Geisteswissenschaften wozu?“ statt (Geisteswissenschaften, wozu? 1988), das Autorenkollektiv Wolfgang Frühwald, Hans Robert Jauß, Reinhart Koselleck, Jürgen Mittelstrass und Burkhard Steinwachs publizierte eine Denkschrift mit der Überschrift „Geisteswissenschaften heute“ (Geisteswissenschaften heute 1991) und die beiden Soziologen Wolfgang Prinz und Peter Weingart versammelten in zwei Bänden, die die Skepsis gegenüber den Geisteswissenschaften in

1 Zusammenfassende Darstellungen zu den Diskussionen und Entwicklungen in dieser Zeit mit den konkreten Angaben der Quellentexte finden sich u. a. in Becker/Bimmer/Weber-Kellermann 2003 und in Kaschuba 1999.

dem kleinen Zusatz die „sog. Geisteswissenschaften“ [sic] deutlich explizierten, verschiedene FachvertreterInnen, die die bestehenden disziplinären Profilierungen in Innen- und Außenansichten darstellten und somit die Selbstreflexion mit der kritischen Nachfrage von außen verbanden (Prinz/Weingart 1990; Prinz/Weingart/Kastner/Maasen/Walter 1991). Damit sind nur drei Beispiele von vielen im gleichen Ton gehaltenen Veröffentlichungen genannt, deren Reihe bis zum aktuellen Zeitpunkt nicht abgerissen ist (vgl. Geisteswissenschaften heute 1997; Geisteswissenschaften wozu? 1997; Geisteswissenschaften und Innovationen 1999; Geisteswissenschaften und Wissenschaftspolitik an der Schwelle zum dritten Jahrtausend 1999; Die Geisteswissenschaften heute und morgen 2002; Die Geisteswissenschaften in der Informationsgesellschaft 2002). Die Frage „Geisteswissenschaften, wozu?“ trifft heute auf einen gegenüber den 1970er Jahren veränderten Kontext: Die Universitäten kämpfen jetzt mit einem akuten Sparzwang, der sowohl den Bestand des aktuell Existierenden gefährdet als auch grundsätzlich die gewohnte Form der Institution in Frage stellt (vgl. Kimmich/Thumfart 2004). Zudem erlebte die Wissenschaft in Folge einer zivilisations- und fortschrittskritischen Entwicklung im Verlauf der 1980er Jahre die zunehmende Erosion ihrer Autorität, wahres, objektives Wissen herzustellen. Im Kontext einer zur „Wissensgesellschaft“ transformierten Gesellschaft hat sie nicht nur die unhinterfragte Stellung einer Wahrheitsinstitution sondern auch das damit verbundene Wissensmonopol verloren (vgl. Kneer/Nassehi/Schroer 2000; Maasen 1999; Pongs 1998 u. 2000; Weingart 2003). Konkurrenz und eine breite Rechenschaftslegung gegenüber der Öffentlichkeit definieren an diesem Punkt das Anforderungsprofil, mit dem sich die Hochschulen und andere wissenschaftliche Institutionen konfrontiert sehen. Die Wissenschaft muss ihr Wissen wieder neu mit Legitimität und Autorität ausstatten.

Die Frage „Geisteswissenschaften, wozu?“ steht also am Ende des 20. Jahrhunderts im Kontext einer allgemein kritischen Rezeption wissenschaftlichen Wissens – sowohl von Seiten der Öffentlichkeit als auch von Seiten der verschiedenen Wissenschaftszweige bzw. -disziplinen – und der grundsätzlichen Konkurrenz verschiedener Wissensbestände in einer Gesellschaft, die eben dieses Wissen als basale, ja existentielle Ressource für ihr (Weiter-)Bestehen interpretiert (vgl. Mittelstrass 1997; Stehr 2005). Die eingangs zitierte Frage „Wozu Volkskunde?“ ist somit noch einmal neu und anders formulierbar: An Stelle der inzwischen innerhalb dieses Faches exzessiv geführten Selbstreflexion lässt sich die Frage nach dem „Wozu“ selbst nach ihrem Sinn befragen. Nicht die Evaluation der Leistungen und der berechtigten Existenz des Faches bestimmt dann den Fokus der Untersuchung, sondern die Analyse der Produktion, Präsentation und Positionierung volkscundlichen Wissens. Im Zentrum des Interesses steht nun nicht mehr die Frage „Wozu Volkskunde?“ sondern die Frage: Wer stellt der „Volkskunde“ diese Frage nach dem „Wozu“, und wie reagiert sie darauf? Volkscundliches Wissen erscheint unter diesem Blickwinkel als Effekt einer komplexen Situation von historischen, gesellschaftlichen und universitär-institutionellen Bedingtheiten.

Mit dieser Art der Fragestellung ist bereits der theoretische Boden bereitet, auf dem die folgende Untersuchung aufsetzt. Die Konzeptualisierung von Wissen als Ergebnis einer diskursiven Praxis, die im komplexen Zusammenhang von gesellschaftlichen Strukturen und Interessen, von Institutionen und Medien der Herstellung wie Vermittlung, von Sprechpositionen und thematischen Wahlen immer wieder neu entstehen lässt, was als wahr und sinnvoll gilt, bezieht sich auf die theoretischen und methodischen Reflexionen zur diskursiven Konstruktion von Wissen und Wahrheit (vgl. Foucault 1997 u. 1998; Keller/Hirsland/Schneider/Viehöver 2001 u. 2003; Keller 2004). Den Kern dieses Zugangs zur Analyse von gesellschaftlichen Wissensbeständen bildet dabei das Verständnis, dass die Relationen innerhalb und außerhalb des sprachlich geäußerten Zusammenhangs die Plausibilität und die Akzeptabilität, das heißt den *Sinn* des jeweils Geäußerten schaffen. Jedes Wissen zeigt seine Form und Bedeutung demnach auf der Ebene seiner rein historischen Erscheinung² und ist nicht nur gesellschaftlich bedingt, sondern ohne sozialen Kontext nicht denkbar – und dies im doppelten Wortsinn: Es ist nicht möglich, dass „sinnvolle“ Äußerungen ohne den direkten Bezug zum gesellschaftlichen Ganzen überhaupt gedacht oder nachvollzogen werden können.

Dieses Verständnis von Wissen motiviert das hier konkretisierte Interesse an den Möglichkeiten, „volkscundlich“ zu denken und zu wissen. Nach der Charakteristik und Qualität von disziplinärem Wissen zu fragen, veranlasst auch dazu, konsequent nach den Rahmen gebenden Leitlinien für dieses Denken und wissenschaftliche Arbeiten zu suchen. Dass diese Rahmungen die Qualität von Schranken haben, muss nicht primär restriktiv verstanden sondern kann unter dieser Perspektive produktiv gedeutet werden. Ins Zentrum der Analyse rückt dann der Fokus auf die diskursive Strukturierung des fachlichen Feldes und auf die Logik, nach der sich das volkscundliche Wissen formiert. Oder anders gesagt: auf die fachlich institutionalisierte Diskurspraxis. Es soll hier die spezifische Strukturierung volkscundlicher Sprechpraxis mit dem Resultat einer eigenen Wissensformation diskursanalytisch nachvollzogen werden. In diesem Sinn hat die folgende exemplarische Untersuchung einer beschränkten Anzahl von volkscundlichen Publikationen das Ziel einer analytischen Beschreibung des fachlichen „Formationsfelds“ (vgl. Foucault 1997: 156), innerhalb dessen sich die VolkscundlerInnen denkend und redend bewegen.

Grundsätzlich ermöglicht jede fachliche Äußerung den Zugang zum diskursiven Feld, da jede Äußerung nach den Regeln funktionieren muss, die diese spezifische Formation ordnen und organisieren, um als legitime Aussage zu gelten. Es soll deshalb in einem ersten Schritt zunächst analytisch auf- und nachgezeichnet werden, was in jeder beliebigen publizierten und somit autorisierten volkscundlichen Veröffentlichung von

2 Im Sinn Foucaultscher Diskurstheorie gibt es grundsätzlich kein ahistorisches Wissen, das heißt der Sinn und die Bedeutung von inhaltlichen Äußerungen entsteht immer erst in einem ganz spezifischen soziohistorischen Kontext. Damit verbunden stimmt auch der Umkehrschluss, dass die Historizität eine „absolute“ Eigenschaft von Wissen darstellt bzw. dass die Betonung wichtig ist, dass Wissen in seiner rein historischen Erscheinung erst zum Wissen wird.

den DiskursteilnehmerInnen thematisiert, argumentativ betont, aus anderen Kontexten zitiert und begrifflich variiert wird. Von welchen Positionen mit welchem institutionellen Hintergrund sprechen die FachvertreterInnen? Und wo wird das volkskundliche Wissen platziert, das heißt wo wird es für die universitäre wie für andere gesellschaftliche Öffentlichkeiten zugänglich gemacht?

In einem zweiten Schritt wird dann die interpretative Konstruktion³ der gegenseitigen Verbindungen zwischen diesen Diskurstücken und den zeitgleichen gesellschaftlichen Strukturen, Themensetzungen, Wertorientierungen und Interessenvertretungen erkennbar gemacht und gezeigt, wie eine Äußerung im volkskundlichen Kontext plausibel wird, welche Anschlüsse dieser Äußerung ihre Akzeptabilität verschaffen. Den Blick darauf zu richten, wie das volkskundliche Arbeiten auf diese Weise ein spezifisch disziplinäres Formationsfeld konstruiert, meint konsequent, die diskursive Praxis als Wissensarbeit zu verstehen: Arbeit, um den gegebenen Herausforderungen von Konkurrenz und Rechtfertigungsdruck mit passgerechten Autorisierungs- und Legitimierungsstrategien für eine facheigene Methodik, für die Praxis des Wissen Schaffens und für das institutionelle Profil zu begegnen. In dieser Verbindung von Herausforderung und Entgegnung transformieren sich die fachlichen Äußerungen als gleichzeitige Aktionen und Reaktionen zu „wahrheitsgemäßen“ und „sinnvollen“ Aussagen der Volkskunde in der und für die Gesellschaft. Die Charakteristika, Spezifika und Funktion(en) des volkskundlichen Wissens in dieser Logik analytisch sichtbar zu machen, bildet sowohl den roten Faden als auch das Ziel der folgenden Darstellung und ordnet dementsprechend deren argumentative Organisation.⁴

Schaffen von legitimem Wissen: „Kultur“ und die Potenz des Begriffs

„Party-Kultur?“ Von dieser Frage motiviert widmete sich Ende der 1980er bzw. Anfang der 1990er Jahre eine Gruppe von Studierenden am Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft unter der Leitung von Prof. Konrad Köstlin der alltäglichen Lebenswelt im Nachkriegsdeutschland (Party-Kultur? 1991). Das Tübinger Institut versammelte sich zu dieser Zeit mit Fächern wie der Soziologie, Psychologie und Politologie unter dem Dach der „Sozial- und Verhaltenswissenschaften“, das im Zuge der Hochschulreform nach

3 Jede Diskursanalyse ist immer gleichzeitig eine analytisch interpretierende Konstruktion und Rekonstruktion des Diskurses (vgl. dazu Schrage 1999).

4 Die Sättigung der Analyse ist dann erreicht, wenn sich in jedem neu beigezogenen Quellenmaterial keine weiteren regelmäßig wiederkehrenden Aspekte der diskursiven Praxis und Struktur ermitteln lassen. Um zu dieser analytischen Sättigung zu gelangen, stehen unterschiedliche, methodisch kontrollierte Verfahren zur Verfügung (vgl. Keller 2004: 84ff.). Die in diesem Artikel vorgestellte diskursanalytische Quelleninterpretation erreicht für sich allein keinen solchen Sättigungsgrad, sondern sie präsentiert in exemplarischem Nachvollzug die auf ausführlichen Quellenauswertungen basierenden Ergebnisse meiner Untersuchung zum volkskundlichen Wissen am Ende des 20. Jahrhunderts (vgl. Eggmann 2008).

1968 an der Tübinger Universität als neuer Fachbereich gegründet worden war (Empirische Kulturwissenschaft/Europäische Ethnologie/Kulturanthropologie/Volkskunde 2005: 243). Unter den Kürzeln „LUI“ und „EKW“ positionierte sich das Institut – bis heute – innerhalb der gesamtdeutschen Fachgemeinschaft als exemplarische Institution mit einer gewissen Vorreiterrolle und Ausstrahlungskraft.⁵ Als zentral für das (Selbst-)Verständnis des Faches, und das Tübinger Institut, bestimmt(e) sich die Untersuchung von „Phänomenen der Alltagskultur in gegenwartsbezogener und historischer Perspektive“.⁶ Theoretische Basis für dieses Unterfangen

ist Kultur, verstanden als der permanente Prozess des praktischen Aushandelns der Regeln, nach denen Menschen, Gruppen und Gesellschaften zusammen leben, sich verständigen und voneinander abgrenzen. Die EKW erforscht, wie Menschen arbeiten, ihren Alltag organisieren und miteinander verkehren, wie sie mit dem natürlichen und kulturellen Erbe umgehen und welches Bild sie sich von diesen Beziehungen selbst machen.⁷

Dieser programmatischen Ausrichtung folgend interessierten sich die 21 Studierenden aus Konrad Köstlins Projektgruppe (Party-Kultur? 1991) für die „Lebenswirklichkeit und Alltagserfahrung“ (ebd.: 19) der 1950er Jahre. Mit den unterschiedlichsten Assoziationen im Kopf – von „Petticoat und Nierentisch, Gummibaum und Rock'n'Roll, Wiederaufbau und ‚Wir-sind-wieder-wer‘, [bis zur] Fresswelle und Parties“ – wollten sie diese einer kritischen Reflexion unterziehen und stellten dementsprechend „Fragen an die Fünfziger“, die diese Stereotypen bewusst kontrastierten: „Doch ist die ungezwungene Fröhlichkeit, für die ‚Party‘ steht, wirklich charakteristisch für die 50er Jahre? Wer hatte überhaupt etwas zu feiern? Welche Vorstellungen von den 50er Jahren sind mit der Party verbunden? Und: Stimmen die Bilder, die heute von der damaligen Zeit entworfen werden?“ (Ebd.: Klappentext)

Die in der an das Projekt anschließenden Publikation versammelten Beiträge der Studierenden und ihrer betreuenden DozentInnen zeigen schon in den Titelgebungen an, dass die Kontrastierung zur Konterkarierung eines vor Fröhlichkeit strotzenden Bildes der Fünfziger als Party-Kultur wird. Indem die Projektgruppe ihren analytischen Blick auf die „Mythen der Republik“, die „Konturen der Republik“, den „Etiketten-Schwindel der Republik“ und die „Meublements der Republik“ richtete bzw. ihre besonderen „Nachfrage[n]“ zum „Feiern in der Republik“ (ebd.: Inhaltsverzeichnis) stellten, präsentieren sie diejenigen Seiten der 1950er Jahre, die das Beengende, Normierende und ideologisch Manipulierende im damaligen Alltag sichtbar machen.

5 Ebd.; vgl. auch <http://www.uni-tuebingen.de/uni/sli/> (Zugriff 10.03.2008): „Das ‚LUI‘ und die hier vertretene ‚EKW‘ stehen für eine bundesweit einmalige und für andere Institutionen vorbildhafte Modernisierung des Faches Volkskunde, seine disziplinäre Öffnung und internationale Ausrichtung.“

6 Ebd. (Zugriff 10.03.2008). Dass die Zitate auch den Stand der theoretischen und begrifflichen Definition zu Beginn der 1990er Jahre dokumentieren, belegen z. B. Korff 1996a oder Kaschuba 1999.

7 <http://www.uni-tuebingen.de/uni/sli/> (Zugriff 10.03.2008).

„Party-Kultur?“ Das prominent in den Titel der Projektpublikation gesetzte Fragezeichen signalisiert direkt, deutlich und provokant das Infragestellen dessen, was bisher unter dem Etikett der „Party-Kultur“ firmierte. Die jungen Tübinger KulturwissenschaftlerInnen zeigen, analysieren und überdenken in ihren Untersuchungen die konkrete Empirie des Alltags, wie sie von den vielen der sozialen Mittelschicht Deutschlands in der Mitte des Jahrhunderts gelebt und erlebt wurde. Ihre kulturwissenschaftliche Reflexion bestimmen sie konsequent als Revision des bisherigen Bildes und damit auch des bisherigen Wissens über die „Fünfziger“. In Frage gestellt ist damit allerdings nicht nur der Inhalt dieses Wissens sondern gleichzeitig auch die Aussagekraft und die Qualität des Begriffs: In der Frage nach der „Party-Kultur“ schwingt ebenso hörbar die Skepsis darüber mit, wie viel an vorgängiger Interpretation – oder ideologischer Imprägnierung – in den Begriff der (Party-)Kultur zur Beschreibung der damaligen Lebenswelt und Lebensweise bereits eingeschrieben war. „Kultur“ oszilliert – das manifestiert das Tübinger Projekt – zwischen Wissen schaffendem Instrument und gesellschaftlichem Interpretament.

Mit dieser Skepsis schließen die Tübinger ForscherInnen an die interdisziplinär verbreiteten Verhandlungen um den Kulturbegriff im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts an (vgl. Helduser/Schwietring 2002: 8). Die neuen Anregungen und Perspektivierungen anhand des Kulturbegriffs verdanken sich zu dieser Zeit der gesellschaftlich veränderten Situation – und damit ebenso der sozial virulenten Problemagenda – in deren Verbindung die Diskussionen mit und um „Kultur“ stehen, wie es Helduser und Schwietring pointiert zusammenfassen:

Die wissenschaftliche Konjunktur der Kultur ist auch ein Anzeichen für eine neue gesellschaftliche Aushandlung des Kulturellen, die unter anderem eine Debatte um dessen Grenzen und Entgrenzungen einschließt. So haben einerseits die Diskussionen um Gentechnik, künstliche Reproduktion, künstliche Intelligenz oder virtuelle Realitäten in den letzten Jahren dazu beigetragen, dass die Schwelle von Kultur und Natur zunehmend problematisch geworden ist [...]. Andererseits gehört zu den Entgrenzungen des Kulturbegriffs auch dessen politische Instrumentalisierung, wie sie am deutlichsten in der Rede vom ‚Kampf der Kulturen‘ zum Ausdruck kommt [...]. Hieran zeigt sich beispielhaft ein ‚Kulturalismus‘ (Kaschuba 1995), in dem neue globale und lokale Konfliktlinien erzeugt und im Zuge dessen politische Konflikte kulturell gedeutet oder ethnisiert werden [...]: ‚Kultur ist zu einem leicht entflammbar[n] Wort geworden [...], an dem sich Kriege entzündeten‘ [...]. (Ebd.: 9)

Das Interesse am gelebten Alltag der 1950er Jahre konzentrierte sich für die StudentInnen, plausibilisiert durch diese Problemagenda, auf die unterschiedlichen Formen von „Geselligkeit“, auf die Konstruktion von Geschlechterrollen, auf die „Anweisungen zum Guten Ton“, die den LeserInnen in Ratgebern erteilt wurden, auf die „Feste von Jugendlichen und Erwachsenen“ und auf die „Tendenzen des Wohnens“, die das Wunder der neuen Wirtschaftswelt geschaffen hatte. Mit Blick auf diese Phänomene darüber nachzudenken, ob und in welcher Form „Musikruhe und Hausbar“ die „möblierte Geselligkeit“ des Jahrzehnts verkörperten oder ob „Brezelhalter und andere Messingdrahtwaren“ als „Accessoires des Wohnens und Signale der Geselligkeit“ funktionierten, motivierte die

Arbeit in dem Projekt (Party-Kultur? 1991). Die Recherchen konzentrierten sich auf den Nachvollzug der damaligen Wohn-, Arbeits- und Lebenssituation, wie sie sich für die breite Masse der Menschen in der Zeit des deutschen Wiederaufbaus bot (ebd.: 135).

Auch wenn die meisten studentischen Artikel in ihrer Analyse und Interpretation des Quellenmaterials noch nicht die Dichte und Elaboriertheit einer kulturwissenschaftlichen Repräsentation des Alltagslebens erreichen, wie sie von erfahreneren FachvertreterInnen entworfen werden, sind sie aber gerade deshalb interessant und aussagekräftig für die diskursiven Regeln, die die Herstellung und Autorisierung des Wissens im Fach organisieren. Als Studierende, die anhand dieses Projekts in die disziplinäre Denkweise eingeübt werden, reproduzieren sie das im Fach erwartete und in ihm selbstverständliche Arbeiten. Die Tatsache, dass die studentischen AutorInnen sich zur Zeit ihrer Forschungen noch im Prozess der Einübung volkskundlichen Hand- und Denkerwerks befinden, ermöglicht den diskursanalytischen Nachvollzug der Grundtechniken fachlicher Wissensgenerierung sozusagen im Zustand des kulturwissenschaftlichen *making of*.

Die studentischen Artikel, die in dem Projektband veröffentlicht wurden, arbeiten alle mit unterschiedlichen Quellen, aus denen immer wieder direkt zitiert wird oder die – im Fall von Bildern, Fotos und Grafiken – in die Texte eingeschoben abgedruckt werden: (Private) Fotografien und illustrierte Magazine, Werbung und Handelsanzeigen für Möbel mit genauen Angaben über Preise, Material und Design, Wohnungsgrundrisse und Skizzen aus Hobbybauzeitschriften für gelungene Möbelaarrangements, Cartoons und Interviewaussagen zum subjektiv Erlebten illustrieren und reproduzieren für die LeserInnen die damalige Lebenswelt auf einen Blick und sind für jene mit eigenen Augen les- und sichtbar.

Leicht zu rezipierende Beschreibungen konkreter Wohnungseinrichtungen, einzelner Zimmer oder sogar von Möbelstücken – wie sie für

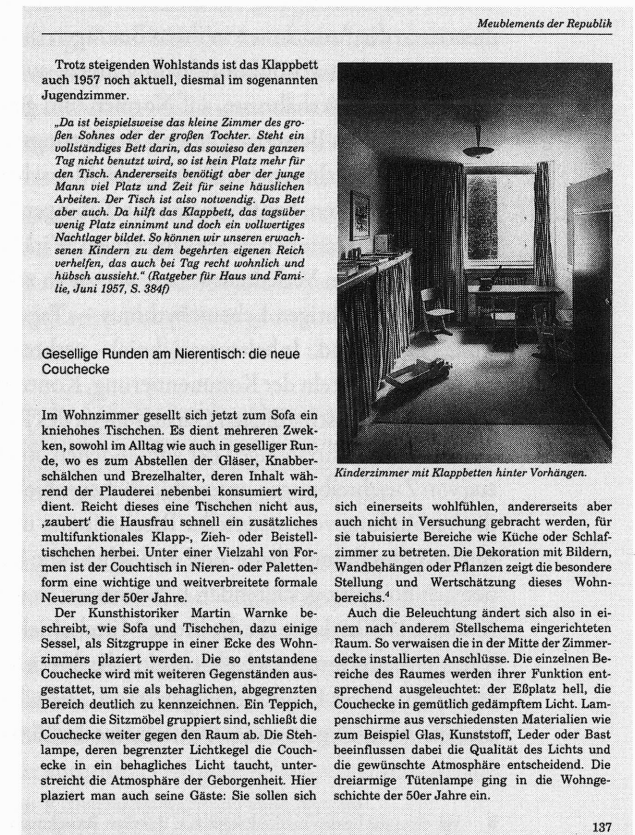


Abb. 19

die Beiträge im Kapitel zu den „Meublements der Republik“ charakteristisch sind – verdichten die studentischen Repräsentationen der (Wohn-)Realität in den neu gebauten Siedlungen des sozialen Wohnungsbaus, die Anfang der 1950er Jahre in großer Zahl errichtet wurden (ebd.). Anders als in typischen Darstellungsweisen der Wissenschaft, die sich auf die Schriftlichkeit und auf eine abstrakte Wiedergabe des Behandelten konzentriert, bevorzugen die Beiträge der Tübinger Studiengruppe einen Modus der Präsentation, der ganz konkret und nah am Erlebten bzw. Erlebbar vielen bleibt. Leitend für Rhetorik und Dramaturgie sind konkrete Fragen, wie solche nach „multifunktionale[n] Räume[n] und Möbel[n]“, nach den „gesellige[n] Runden am Nierentisch“, welche „die neue Couchdecke“ ermöglichen soll, nach dem in Ratgebern gepredigten Do-it-yourself-Prinzip von „Anbauen, Improvisieren, Umbauen“ und den dort mitgelieferten „Tips für selbstgebastelte Wohnlichkeit“ (ebd.). Entscheidend ist die plastische Veranschaulichung der Materialität des Alltags und die gegenständliche Verbildlichung der mit dem Titel des Buchs – „Party-Kultur“ – evozierten Vorstellungen vom damaligen Leben.

Zur Konterkarierung der assoziativ geweckten Eindrücke über die „Fünfziger“ kommentieren die AutorInnen in ihren Beiträgen die Beschreibungen mit Verweisen auf die zeitgenössischen Produktionsbedingungen, auf die durchschnittlichen Einkommens- und Vermögensverhältnisse, auf Normen und gesellschaftliche Wertvorgaben sowie auf die persönlichen Bewertungen und Bedeutungszuschreibungen ihrer unterschiedlichen InterviewpartnerInnen. Im Blick auf die Menschen, die mit und in diesen Arrangements ihren Alltag lebten, konfrontieren die Tübinger KulturwissenschaftlerInnen die empirischen Repräsentationen dieser subjektiven Wirklichkeit mit den damaligen, gesellschaftlich propagierten Verhaltensweisen, wie sie in zahlreichen Ratgebern publiziert oder in Slogans zum richtigen Lebensrhythmus – „Tages Arbeit, abends Gäste! Saure Wochen, frohe Feste!“ (ebd.: Inhaltsverzeichnis) – verbreitet wurden.

Mit den Mitteln der Kommentierung, Kontrastierung und Konterkarierung erhalten die kulturwissenschaftlichen Darstellungen des Projektbandes eine Mehrdimensionalität, die sich aus Beschreibungen der vorhandenen objektiven Materialität und dem Nachvollzug von Zuschreibungen unterschiedlicher subjektiver Bedeutungen zusammensetzt. Erst die Verbindung von materieller Beschreibung und Repräsentation persönlicher Bedeutungszuschreibung erlaubt und ermöglicht die kulturwissenschaftliche Rekonstruktion der sich komplex gestaltenden Lebensweise, in der sich das Leben in Deutschland während der 1950er Jahre für die breite Mittelschicht vollzog.⁸ Damit beantworten die ProjektmitarbeiterInnen auch gleichzeitig die doppelte Infragestellung des Kulturbegriffs, die am Anfang ihrer Untersuchungen stand. Die scheinbar allgegenwärtige Partystimmung und der fröhlich gestimmte Optimismus der fünfziger Jahre verlieren ihre repräsentative

Eindeutigkeit als Spiegel der Geschichte, indem der kulturwissenschaftliche Blick nach der historischen Tiefenschärfe von finanziellen, materiellen, produktionstechnischen, normierenden und erfahrungsbedingten Gegebenheiten forscht. „Party-Kultur“ erfasste zwar keineswegs – wie zu Beginn des Projekts erwartet – „die Lebenswirklichkeit und Alltagserfahrung“, „die als typisch für die 50er Jahre gilt“, „weil wir bald zu der Einsicht gelangten, dass Parties vor allem in der Oberschicht und von Jugendlichen gefeiert wurden, jedoch keine übergreifende und für alle zutreffende Form des Feierns waren“ (ebd.: 19f.). Dennoch oder gerade deshalb galt:

Kulturwissenschaftliche Neugier erwacht: Die Party als Symbol kollektiv-demokratischen Glücks galt es zu entrümpeln. Die Mythen um die Gründerjahre Westdeutschlands sollten vom Heiligenschein des nationalen Wohlstands befreit, die ewig swingenden (Groß-)Väter vom Altar angeblich sozialer Wohlfahrt gestoßen, wippende Pferdeschwänze und sich wiegende Petticoats aus den Schreinen bundesdeutschen Erinnerns herausgeholt werden. (Ebd.: 206)

Ergebnis der Recherchen und der kulturwissenschaftlichen Neugier war die Dekonstruktion und Rekonstruktion der „Fünfziger“ mithilfe des kritischen Instruments als das sich der Begriff der „Party-Kultur“ entpuppte: Im konkreten, empirisch vielfältigen Nachvollzug der unterschiedlichen gesellschaftlichen und historischen Bedingungen, der materiellen Gegebenheiten und der individuellen Erfahrungen entwickelte die Studiengruppe ein mehrdimensionales und kritisch reflektiertes Bild von der Lebenswirklichkeit im deutschen Westen der Nachkriegszeit. Gleichzeitig demonstrierte dieses Bild die analytische und repräsentative Potenz des disziplinären Kulturbegriffs. Die empirische Authentisierung des kulturwissenschaftlichen Arbeitens bewirkt *eo ipso* den Effekt einer Autorisierung des Kulturbegriffs. Und auch seine Plausibilität gewinnt der Kulturbegriff über das Mittel der authentischen Empirie:

Da unsere Vorstellungen, die wir von ‚Party in den 50ern‘ ins Projekt mitbrachten, sich nicht oder nur zum Teil bestätigt fanden, hofften wir, uns durch die Befragung von Zeitzeugen und Zeitzeuginnen über ‚private Geselligkeit‘ einen Quellenfundus zu schaffen, von dem wir wussten, wie er entstanden war, und der dadurch einen anderen Zugriff auf unser Thema ermöglichte. (Ebd.: 24)

Was in diesem Sinn für die Generierung der Quellen und Forschungsergebnisse gilt, gilt gleichermaßen für deren Rezeption. Die direkte, individuelle und subjektive Evaluation bzw. Verifizierung der kulturwissenschaftlichen Repräsentation ist für praktisch alle erwartbaren LeserInnen einfach und oft schon während des Lesens anhand eigener Anschauung, Erfahrungen oder biografischen Erzählungen aus dem nahen, oft familiären Umfeld möglich. Das heißt: Empirisch fundierte und repräsentierte sowie kritisch überprüfte und überdachte Authentizität autorisiert und plausibilisiert den fachlich verwendeten Kulturbegriff der Empirischen Kulturwissenschaft/Volkskunde.

Die Qualität dieses volkskundlichen Kulturbegriffs basiert – wie hier deutlich erkennbar wird – auf einem doppelten Fundament: „Kultur“ fokussiert immer die beiden

8 Vgl. dazu die beiden methodologischen Beiträge: Broeckmann, Corinna: Vom Um-Schreiben eines Mythos. „Alle Quellen sind repräsentativ, und alle verschleiern die objektive Realität“, in: Party-Kultur? 1991: 22ff.; Krug, Stefanie: Interviews als Korrektiv. Von der Notwendigkeit, empirische Befunde einzuarbeiten, in: Party-Kultur? 1991: 93ff.

Bereiche der *positiv rekonstruierenden Repräsentation* und der *kritisch dekonstruierenden Reflexion* gesellschaftlicher Wirklichkeit. Diese Doppelung enthält eine spannungsvolle Begriffsarchitektur, die in der widersprüchlichen Konstruktion von „Kultur“ als wissenschaftliches Instrument der Volkskunde begründet ist: Der Begriff ist gleichermaßen darauf angelegt, einen Wirklichkeitsbereich zu repräsentieren – die „Party-Kultur“ der „Fünfziger“ – sowie diesen analytisch zu durchleuchten und kritisch zu hinterfragen – die 1950er Jahre als „Party-Kultur?“. Pointiert formuliert heißt das: „Kultur“ ist gleichzeitig die beschriebene Realität sowie das beschreibende Forschungsinstrument der Volkskunde. Diese paradoxe Doppelung des volkskundlichen Kulturbegriffs bestimmt sich aus dessen diskursiver Position: Die zeitgenössische Herausforderung an die universitären Fächer, sich in gegenseitiger Konkurrenz zu behaupten und dem wissenschaftlichen wie gesellschaftlichen Rechtfertigungsdruck standzuhalten, schreibt sich einerseits in den Kulturbegriff – als dessen ständige Infragestellung und fachliche Reifizierung – ein. Andererseits bearbeitet der volkskundlich zugeschnittene Kulturbegriff gerade mit dieser konstanten Reifizierung und Explizierung die zeitgenössische Herausforderung der disziplinären Spezifik und der Rechenschaftslegung, indem der Begriff als typisch volkskundlich-kulturwissenschaftliches Instrument für eine kritisch dekonstruierende Rekonstruktion der objektiv vorhandenen und gleichzeitig subjektiv erlebten Wirklichkeit definiert wird. Aktion und Reaktion bestimmen so gleichermaßen die inhaltliche Ausformung des fachlichen Arbeitens mit „Kultur“.

Legitimes Wissen Schaffen: Empirisch-ethnografische und selbstreflexive Kontextualisierung durch Kultur-Wissenschaft

Die 50er Jahre haben Konjunktur und werden von allen Seiten beleuchtet, interpretiert und immer neu ‚beschrieben‘: Der Berg der wissenschaftlichen Sekundärliteratur über die 50er Jahre wächst. Einerlei jedoch, ob die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sich mit der Politik, der Wirtschaft, der Kultur oder gesellschaftlichen Fragen befassen, alle wählen aus der komplexen Geschichte nur einen Teilaspekt aus. Bei der Auswahl der Themenbereiche und der Forschungsmethoden spielt zusätzlich das persönliche Interesse der Forschenden eine zentrale Rolle. [Literaturverweis] Vom Forschungshorizont ihrer eigenen Zeit hängt die Interpretation der von ihnen ausgewählten historischen Quellen wesentlich ab. (Party-Kultur? 1991: 24)

Corinna Broeckmann thematisiert in ihrem theoretisch-methodologisch ausgerichteten Beitrag, der als einer von drei Artikeln unter dem Motto „Mythen der Republik“ den Projektband einleitet⁹ und dessen wissenschaftliche Grundlage vorgibt, die Prämissen

9 Vor Broeckmanns Beitrag stehen diejenigen des Projektleiters Konrad Köstlin und ein gemeinsam verfasster Artikel der damals am Tübinger Institut als Hochschulassistentin angestellten Gudrun König und der Studentin Stefanie Krug (vgl. Party-Kultur? 1991: Inhaltsverzeichnis).

für die Beschäftigung der Projektgruppe mit den bundesdeutschen „Fünzigern“. Sie beschreibt und bestimmt die theoretische Ausgangslage für ihr kulturwissenschaftliches Vorgehen, was die beiden anderen Texte in diesem Kapitel hinsichtlich der Quellenlage (vgl. ebd.: 9ff.; 20) sowie der gesellschaftlichen Relevanz (vgl. ebd.: 11f.; 20) tun. Kontext- und interessengebundenes Forschen erscheint dabei als unumgebares Fundament für geistes- und sozialwissenschaftliches Wissen Schaffen: Das primäre, am Anfang ihrer ganzen Beschäftigung mit der „Kultur“ der 1950er Jahre stehende kulturwissenschaftliche Interesse muss durch die sekundäre, kritische Perspektive ergänzt werden, dass jegliches (Nach-)Denken über die Geschichte, die Gesellschaft und den damaligen Lebensalltag von thematischen und (sogar) persönlich-individuellen Entscheidungen der ForscherInnen geprägt ist. Es lässt sich nicht umgehen: Wissenschaft ist immer, so sehr sie sich um objektives Recherchieren, distanzierte Analyse und komplexes Repräsentieren bemüht, in ihren Forschungsinteressen, Deutungsabsichten und Erkenntnissen selektiv und in die jeweiligen historischen, gesellschaftlichen, ideellen und nationalen Kontexte eingebunden, die prägend auf sie wirken.

Gleiches gilt auch umgekehrt: Wissenschaft ist nicht nur historisch eingebunden und mit persönlichen Interessen verbunden, sondern sie schreibt auch selbst an dieser Historie mit und entwirft ein eigenes Bild der Gesellschaft. Unter dem Titel „Die 50er als Frühzeit oder: Der Kampf um die Erinnerung“ kommentiert Konrad Köstlin in einem ganzen Unterkapitel seines Beitrags die unterschiedlichen Ausformungen dessen, was als „Aufgaben und Ziele [...] der Geschichtsforschung“ seit den 1950ern bis in die Gegenwart des Studienprojekts bestimmt worden war. Kritisch bezieht er sich dabei auf die „Idee von der ‚zustimmungsfähigen Vergangenheit‘“, die der Historiker Michael Stürmer – „auch als Kanzlerberater genannt“, also ganz offensichtlich in „Diensten“ des Staates – 1990 ins gesellschaftliche Bewusstsein „eingepflanzt hat“ (alle Zitate: ebd.: 11):

Mit der These Michael Stürmers, die der Geschichte als Aufgabe eine ‚Sinnstiftung‘ zudenkt (und in dieser Aufgabenzuweisung gleicht sie dem Verständnis des Praxisphilosophen Odo Marquard [Literaturverweis]), hätte sich Geschichte in der Tat der Suche nach den Epochen einer zustimmungsfähigen Vergangenheit anzunehmen. Dass sich die 50er Jahre dazu anbieten, scheint plausibel. In diese Vergangenheit werden Schienen ausgelegt, breite Schneisen geschlagen, die als feste und eindeutige Interpretationen gelten. Im Labor der Historiker wird die Wirtschaftswunderzeit zur Geschichte der Frühzeit, vergleichbar mit archaischen Schöpfungsmythen. [Literaturverweis] (Ebd.: 12)

Mit diesem Verweis auf die Funktionalisierung von historischer Forschung kritisiert Köstlin nicht nur die gesellschaftliche Einbindung von Wissenschaft, sondern er belegt, illustriert und demonstriert, dass die Wissenschaft einen – nicht unwesentlichen – Teil zur je spezifischen Ordnung ihrer Gesellschaft beiträgt.

Indem sich Köstlin in seiner Kritik auf das Beispiel eines Historikers bezieht, demonstriert er deutlich, dass das Problem der Wissenschaft, die in „Laboren“ funktionales, also gesellschaftlich brauchbares und zu brauchendes Wissen entwirft, weder sein eigenes, persönliches noch ein fachlich bedingtes Problem der Studiengruppe darstellt. Ganz im

Gegenteil charakterisiert Köstlin diese Problematik als aktuelles und prominentes Thema im gesamten Feld der Geistes- und Sozialwissenschaften.

Dennoch: Die explizite und ausführliche Thematisierung der Art und Qualität von wissenschaftlicher Praxis in mehreren Beiträgen der Projektpublikation zeigt, dass das Verständnis von historischer, ganz grundsätzlich und immer Kontext gebundener Wissenschaft keine generelle Selbstverständlichkeit beanspruchen kann. Auf ein unwidersprochenes und deshalb nicht zu besprechendes Grundverständnis von Wissenschaft als kontextualisierte Institution des Wissen Schaffens kann sich die Tübinger Projektgruppe offensichtlich nicht stützen, was auf ein immer noch zeitgleich wirksames Konzept von Wissenschaft – als ahistorisch, interessenlos und objektiv – verweist. Dem Verständnis einer in die Geschichte eingebundenen und damit der Geschichte unterworfenen Wissenschaft steht ein in der historischen Moderne entwickelter Wissenschaftsbegriff entgegen, der vorwiegend von den Naturwissenschaften geprägt wurde, das heißt „durch den ‚klassisch‘ modernen Idealtyp der wahrheitsorientierten Grundlagenforschung“, der seine epistemologische Definition in „einer ‚aperspektivischen‘, jegliche subjektiven Eigenheiten negierenden und (vermeintlich) ausschaltenden Naturbeobachtung“ (Bösch/Wehling 2004: 10ff.) findet.¹⁰ Diskursiv machtvoll ist allerdings weniger die Theorie basierte *Definition* von Wissenschaft als vielmehr das, was sich als die Wissenschaftspraxis leitendes *Verständnis* durchsetzt, wie es Helga Nowotny in ihrem Essay zum veränderten Verhältnis von Wissenschaft und Gesellschaft am Ende des 20. Jahrhunderts formuliert:

Was immer den epistemischen Kern der Wissenschaft ausmachen mag, der Glaube daran wurzelt in tief verankerten kognitiven Orientierungen und einigen für unwandelbar gehaltenen Prinzipien. Dazu gehört der Glaube an methodische Vorgehensweisen, die zur Objektivierung von Wissen führen, und an die inhärente Rationalität der praktizierten Verfahren. (Nowotny 1999: 30f.)

Unter der Perspektive einer von Neutralität, Objektivität, Interessenlosigkeit sowie Standort- und Geschichtsungebundenheit angeleiteten Wissenschaft ist der Wahrheitsstatus jeglicher anderen Art von Wissensproduktion, die den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erhebt, höchst problematisch und fragwürdig: Die Diskussion um die *Fiktionalität* geistes- und sozialwissenschaftlichen Wissen Schaffens erhält von dieser Basis her, Wissenschaft zu denken und zu praktizieren, ihre Plausibilität.

Die kausale Verknüpfung der Wissenschaftskonzeption mit der Methodologie und Praxis von Wissenschaft lässt den (diskursiven) Spielraum offen, über den Weg der akzeptablen Wissenschaftspraxis auch die dahinter stehende Konzeption von Wissenschaft zu redefinieren. Dieser Logik folgend beschreiben die TübingerInnen ihre kulturwissenschaftliche Vorgehensweise explizit und mehrfach in folgender Weise:

10 Zur Entwicklung und Etablierung dieser Art der Wissenschaftsdefinition vgl. auch Blanke 1993: 204f.; Nowotny 1999: 278; Weingart 2001: 52.

Zur Einordnung des Modells Party war es notwendig, uns genauerer Kenntnisse über die Rolle der Wirtschaft, der Politik und der Kirche sowie die Situation von Mann und Frau anzueignen und dabei der Frage nachzugehen, wie gesellschaftliche und ökonomische Strukturen die Gestaltung von Festen beeinflusst haben könnten. Naheliegender war etwa die Überlegung, ob zwischen den beengten Wohnverhältnissen und dem Beliebterwerden der Party oder einzelner Elemente der Party ein Zusammenhang bestand. Nach der Erschließung der schriftlichen Quellen wollten wir – wie schon angemerkt – durch Interviews erfahren, wie Zeitzeuginnen und Zeitzeugen ihr Leben in den 50er Jahren gefeiert haben. Die Interviews erwiesen sich als besonders wichtiger Zugang zum Thema, sie wurden zugleich Korrektiv der Thesen, die wir aufgrund der literarischen Quellen formuliert hatten. (Party-Kultur? 1991: 20)

Was Gudrun König und Stefanie Krug hier formuliert haben, gilt als stellvertretende Aussage der beiden für alle und signalisiert aufgrund ihrer Platzierung am Anfang des Projektbands, dass die Äußerungen als methodenkritische Leseanleitung für das Folgende zu

verstehen sind. Die inhaltliche Gestaltung des methodischen Vorgehens orientiert sich dabei an dem – bereits eingeführten – Erkenntnisinteresse: Um beurteilen zu können und zu verstehen, welche Wichtigkeit und welchen Stellenwert das Partyfeiern einnahm, richteten die ForscherInnen ihren Blick konsequent auf diejenigen, die feierten, und auf die strukturellen Bedingungen, unter denen das Feiern überhaupt stattfand und seine konkrete Form annahm. Als entscheidend – weil korrektiv wirksam – wird der doppelte Zugang über die objektiven Fakten der Geschichte – wirtschaftliche und soziale Strukturdaten – und die subjektiven Erfahrungen in der Geschichte – qua Interviews von ZeitzeugInnen – vorgestellt.

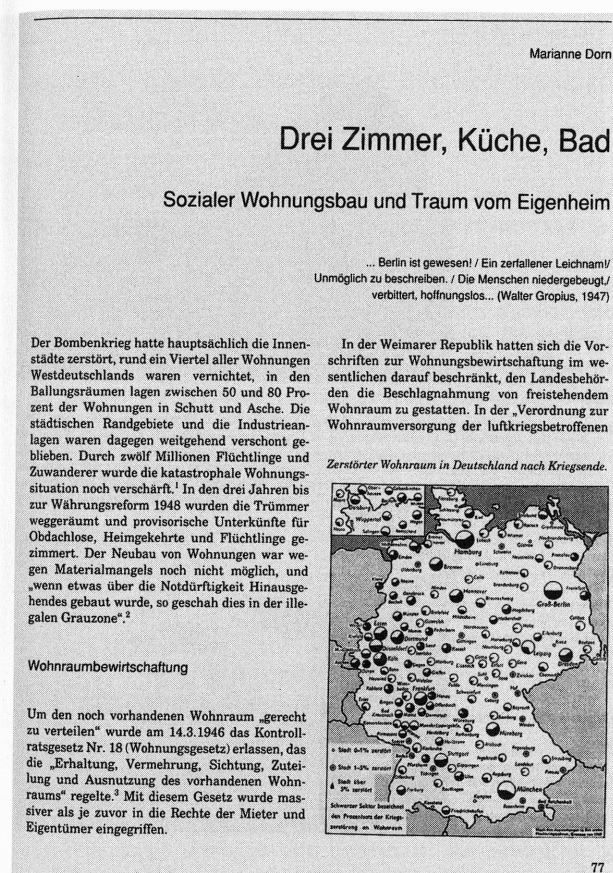


Abb. 20

Der doppelte Zugang funktioniert als doppelte Legitimierung des kulturwissenschaftlichen Vorgehens: Die empirische Fundierung durch das statistisch-strukturelle und das ethnografische Datenmaterial manifestiert die Repräsentativität der gewonnenen Resultate und produziert eine „objektive“ – weil eine mit nachprüfbareren Daten beschriebene, belegte und gesättigte – Repräsentation der Wirklichkeit. Ergänzt und gestärkt wird die Repräsentativität durch die Verallgemeinerbarkeit dieser kulturwissenschaftlichen Repräsentation: Über die Verbindung der eigenen, ethnografisch erhobenen Daten mit den „Fakten“ der Geschichte und den Ergebnissen aus fremder, wissenschaftlicher Literatur finden die kulturwissenschaftlichen Erkenntnisse der Projektgruppe eine Kontextualisierung, die diese über den Status von subjektiven Interpretationen hinaushebt. Um zusätzlich die hinter den Qualitätskriterien von Repräsentativität und Generalisierbarkeit stehende Konzeption von Wissenschaft – als objektiv und neutral – zu redefinieren, greifen die Forschenden das Thema der Aussagekraft von (vermeintlich) objektiven Quellen detailliert auf:

Bei der Bearbeitung der Sekundär- wie auch der Primärquellen muss im Blick behalten werden, wer in welchem Interesse schreibt. Was zum Beispiel bedeutet es, wenn heute die 50er Jahre wieder zum Thema und zum Forschungsthema gemacht werden? Was sagt das über die Gesellschaft, die mit ihr verwobene Wissenschaft und ihre Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen aus? Wie ist es zu bewerten, wenn von uns analysierte ‚Quellen‘, wie etwa die Ratgeberliteratur, durchgängig bis in die 80er Jahre fast unverändert gedruckt und vertrieben werden? Wer wird damit erreicht? Wer hat ein Interesse daran, sie weiterleben zu lassen? (Ebd.: 24)

Die historische Quellenkritik wird hier zur wissenschaftlichen Selbstreflexion, die darüber hinausgehend als Lösung des Problems einer Wissenschaft vorgestellt wird,

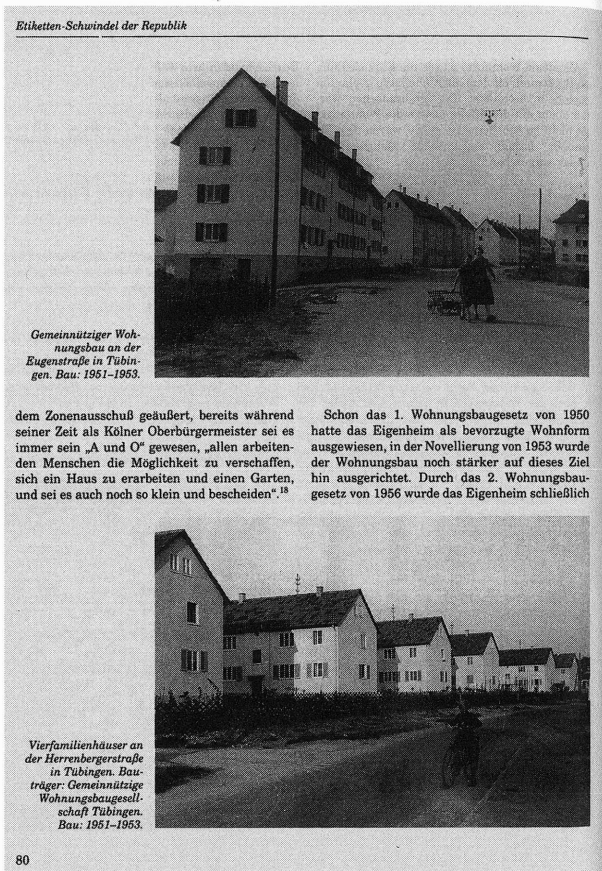


Abb. 21

die sich nicht auf den Status der Meta-Instanz beziehen kann. Statt (historische, gesellschaftliche und persönliche) Neutralität als Qualität von wissenschaftlichem Wissen zu behaupten, erfüllt die (kultur-)wissenschaftliche Selbstreflexivität das Kriterium der Qualitätssicherung.

Die TübingerInnen rechtfertigen ihre kulturwissenschaftliche Methodik mit dieser Doppelstrategie der selbstreflexiv-kritischen und empirisch-ethnografischen Kontextualisierung als akzeptabler Wissenschaftspraxis. Die Verschiebung der „Objektivität“ als fundamentales Qualitätskriterium von Wissenschaft hin zur „Objektivierung“ der untersuchten Wirklichkeit durch eine selbstreflexiv und kontextualisierend arbeitende Kulturwissenschaft bearbeitet die noch immer latente Wirksamkeit der ahistorischen und neutralitätsorientierten Wissenschaftskonzeption. Diese verschiebende Legitimierung der kulturwissenschaftlichen Wissenschaftspraxis initiiert gleichzeitig die Autorisierung des auf dem Kulturbegriff basierenden Wissen Schaffens.

Institutionelle Legitimität: Die Volkskunde/Europäische Ethnologie als Kultur-Wissenschaft

Schon in der Vorbereitungsphase tauchte immer wieder ganz grundsätzlich die Frage nach der Relevanz unseres Themas auf. Diese Überlegungen stellten wir zunächst einmal für uns selbst an, aber natürlich auch hinsichtlich unseres Vorhabens, damit an die Öffentlichkeit zu treten. Allgemein gelten von der Nachkriegszeit angefangen bis hinein in die 60er Jahre andere Themen als bedeutsam, werden andere Bereiche assoziiert, als ausgerechnet Geselligkeit. Die Gruppe stand also unter einem gewissen Rechtfertigungszwang. Die Bedenken, mit diesem Thema auf Kritik oder Unverständnis zu stoßen, waren nicht aus der Luft gegriffen. Dies zeigte sich zum Beispiel daran, dass viele der Befragten ständig vom Thema abwichen und über ihrer Meinung nach Bedeutsameres berichteten: Sie holten bei ihren Ausführungen gerne weit aus. Die Älteren verlegten die ‚wichtigen‘ Dinge stark in die Nachkriegszeit, während die damals Jugendlichen eher die 60er Jahre erinnerten. (Party-Kultur? 1991: 96)

Der mit dem Begriff „Legitimationsschwierigkeiten“ überschriebene Abschnitt berichtet von den Nachfragen, mit der die Studiengruppe – von innen und von außen – im Verlauf ihrer Arbeiten konfrontiert wurde. In einem ganzen Beitrag beschreibt und kommentiert Stefanie Krug – eine der teilnehmenden Studentinnen – den Prozess der Forschung von der ersten Phase der Hypothesenbildung durch Literaturrecherche und Lektüre über das Erheben weiterer Quellen und deren Auswertung bis hin zur eigenen kritischen Re-Lektüre ihrer unterschiedlichen Resultate (ebd.: 93ff.). Die zitierten Legitimationsschwierigkeiten gehörten zu einem ganzen Bündel von Problemen, mit denen sich die Studiengruppe „im Feld“ (ebd.: 95) auseinander zu setzen hatte. „Statuskonflikte“, eine (zu) große „Nähe zu den Befragten“, die „Intimität der Fragen“, die Besonderheit der Befragungssituation bei „Interviews mit Ehepaaren“ und „[m]angelnde Erfahrung mit der Interviewtechnik“ sowie Zweifel, inwieweit das eigene Fragen gerechtfertigt sei, beschäf-

tigten und beunruhigten die ForscherInnen in vielen Situationen.¹¹ Kontinuierlich musste bestimmt und verhandelt werden, wer im Feld mit welcher Autorität und Legitimität eine spezifische Position besetzen darf.

Deutlich bildet dieser Forschungsbericht auf der diskursiven Strukturebene die zeitgenössische soziohistorische Herausforderung ab, in der sich die Wissenschaft befand¹²: Sie musste ihre Forschung – vorab, während und danach – hinsichtlich ihrer Berechtigung und Bedeutung befragen sowie beweisen. Indem die verschiedenen Probleme einer Feldforschung als Erkenntnis produzierendes Wissenschaftsinstrument dargestellt und reflektiert werden, statt diese zu verschweigen oder allenfalls verschämt in einer Fußnote zu verstecken, transformieren die Tübinger Studierenden die explizite Thematisierung ihrer Probleme zum diskursiven Werkzeug, um die wissenschaftliche wie gesellschaftliche Relevanz – das heißt die Bedeutung und Berechtigung – von kulturwissenschaftlichem Wissen vorzuführen.

Die strukturelle und ideelle Problematik der Geistes- und Sozialwissenschaften am Ende des 20. Jahrhunderts buchstabiert sich auf der Ebene des Wissens als Diskussion über die angemessene Bezeichnung dieser Wissenschaftszweige sowie über den Status, das Profil, die Potenz und Qualität ihres Leitbegriffes „Kultur“ aus. Wissenschaftspolitisch gesehen geht es um das Infragestellen der je disziplinären Wissensproduktion bzw. um die Frage nach der sinnvollen Differenzierung wissenschaftlichen Wissens in Form verschiedener, einzeln institutionalisierter Fächer. Die Konkurrenz des Wissens manifestiert sich auf dieser konkreten Ebene als Konkurrenz um die Position und das Label der „Kultur-Wissenschaft“. Für den spezifischen Fall der Legitimität von Kulturwissenschaft heißt dies zweierlei: Sie muss sich erstens kritische Nachfragen zu ihrer Funktion stellen und gefallen lassen, und in Frage steht zweitens, was – und damit auch wer – legitime Kulturwissenschaft definiert.

So grundsätzlich, wie diese Fragen gestellt und positioniert sind, so prominent thematisiert und beantwortet sie die Tübinger Studiengruppe. Die Umschlaggestaltung des Buches nimmt in Bild und Text die Frage auf und transformiert sie zum eigenen, kulturwissenschaftlichen Instrument: Das Titelblatt trägt in seinem Zentrum die groß und in Majuskeln gesetzte Überschrift des Projekts „Party-Kultur?“, die im hellen Kreis vor vielen mit einzelnen Strichen skizzierten Tanz- und Festszenen steht und als einzige im schwarz-grauen Farbbestand grün gedruckt hervorsticht. Wie der Lichtkegel eines Scheinwerfers richtet der Blick der BuchautorInnen ein kritisches Auge auf die „Fünfziger“, deren grafische Abbilder auf dem Umschlag in diesem Sinn auch als Karikaturen der scheinbar immer währenden Partykultur und -laune verstanden werden können. Der Text auf dem Buchrücken verstärkt diese Aussage. Das Interesse und Ziel der Publikation leiten die – bereits im Kapitel zum Kulturbegriff zitierten – Fragen zur Wirklichkeit

11 Die Zitate sind allesamt Untertitel des Abschnittes „Schwierigkeiten im Feld“ (ebd.: 95f).

12 Wie bereits eingangs des Artikels erwähnt, sind nicht nur die Geistes- und Sozialwissenschaften sondern auch die Naturwissenschaften inzwischen mit der Aufgabe der eigenen Rechtfertigung beschäftigt (vgl. dazu Felt/Nowotny/Taschwer 1995: 17; Mittelstrass 1998: 182 und Kimmich/Thumfart 2004: 10).

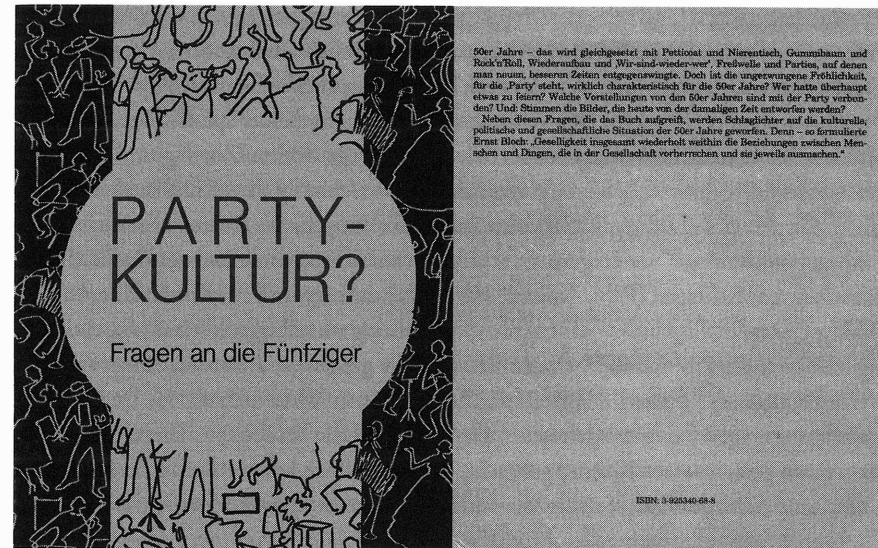


Abb. 22

Abb. 23

des Party-Stereotyps ein. Diese Intention wird dann verknüpft mit dem übergeordneten Interesse an der Ordnung und Organisation gesellschaftlicher Zusammenhänge:

Neben diesen Fragen [nach dem realen Gehalt und Ort von Party im gesellschaftlichen und privaten Leben während der 1950er; SE], die das Buch aufgreift, werden Schlaglichter auf die kulturelle, politische und gesellschaftliche Situation der 50er Jahre geworfen. Denn – so formulierte Ernst Bloch: ‚Geselligkeit insgesamt wiederholt weithin die Beziehungen zwischen Menschen und Dingen, die in der Gesellschaft vorherrschen und sie jeweils ausmachen.‘ (Party-Kultur? 1991)

Mit dem Zitat des Gesellschaftsphilosophen Ernst Bloch wird der erfahrungs- und subjektorientierte Blick der Kulturwissenschaft auf die Gesellschaft der 1950er in der BRD gleichzeitig als sozial relevant begründet und wissenschaftlich gerechtfertigt: Besteht die gesellschaftliche Ordnung grundsätzlich aus einem Beziehungsgeflecht zwischen Menschen und Dingen, dann wird dieses Beziehungsgeflecht immer wieder und überall dort aktualisiert, wo Menschen in unterschiedlichen Formen der Geselligkeit zusammentreffen. Die Rekonstruktion verschiedener Felder des gemeinsamen Lebens – Kultur, Politik und erlebter Alltag – funktionieren im Ganzen als vergleichende Studien der sozialen Organisation. Die Verbindung von individueller Biografie, politischen Ereignissen und kulturellen Formungen menschlichen Lebens bewirkt in diesem Verständnis die vielfältige Wiedergabe der Gesellschaft. Somit erreicht die Projektgruppe mit ihrem Forschungszugriff auf das Beziehungsgeflecht zwischen Menschen und Dingen die Herstellung von Transparenz *und* die Deutung komplexer gesellschaftlicher Realität.

Auf dem ganzen Umschlag der Projektpublikation erscheint keine explizite Nennung einer universitären Disziplin, die für die erarbeiteten Inhalte ihre Autorität beansprucht. Das bedeutet allerdings nicht, dass das Fach keinen Anspruch auf seine Kompetenzen und Ergebnisse kenntlich macht. Der Verzicht auf die Nennung einer spezifischen Disziplin auf dem Buchumschlag verallgemeinert vielmehr den gewählten Zugang und die damit erarbeiteten Ergebnisse. In Verbindung mit der Bezeichnung der „Kulturwissenschaft“, die in Gestalt des „Ludwig-Uhland-Institut[s] für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen“ als Trägerin bzw. Autorin auf den ersten Seiten des Buchs, die die LeserInnen aufschlagen (Party-Kultur? 1991: o.S.), auftritt, und der Konkretisierung des Buchprojekts als „Ergebnisse“ einer Lehrveranstaltung am selbigen Institut (vgl. ebd.: 19) signalisieren die ProjektmitarbeiterInnen, dass die genannte, universitär institutionalisierte Disziplin als generelle Vertreterin dieser Art von Wissenschaft, wie sie das Buch manifestiert, verstanden werden kann. Das Fach und die bearbeitete Thematik werden so in einen gemeinsamen Konnex gebracht, der die im Buch konkretisierte Zuständigkeit und Kompetenz des Faches demonstriert. Diese Figur des *pars pro toto* – das eine Fach als Repräsentant eines generellen Modus von Wissenschaft – wird hier als institutionelle Strategie eingesetzt, mithilfe derer sich das Fach im zeitgenössischen Konkurrenzfeld der Wissenschaften auf einer spezifischen Position zu platzieren und ihre legitime „Verkörperung“ als Kulturwissenschaft zu plausibilisieren bzw. zu autorisieren versucht. In den Begriff der Kultur-Wissenschaft legt die Disziplin gleichzeitig den Beweis und den Anspruch, legitime und legitimierte Kulturwissenschaft zu sein.

Der Herausforderung, sowohl die eigene Funktionalität als auch eine unverwechselbare fachliche Profilierung zu erbringen, um als sozial legitime Institution gesellschaftlich anerkannt zu werden – bzw. zu bleiben –, stellt sich die Volkskunde konsequent durch ihre strategische Selbstdarstellung als disziplinäre Verkörperung von Kulturwissenschaft, die anhand ihrer begrifflichen und methodischen Kompetenzen – das heißt mithilfe des Kulturbegriffs objektiviertes Wissen zu schaffen – der Gesellschaft Relevantes über sich selbst zu sagen hat.

Die Bezeichnung der „Kulturwissenschaft“ übernimmt in diesem von allen akademischen Fächern geforderten Spiel des ständigen „Bäumchen wechsel' Dich“ die Schlüsselrolle: Einmal dient sie als allgemeiner Begriff im Sinne einer „Wissenschaft der Kultur“ zur Beschreibung eines Konglomerats aus bestimmten – kulturorientierten – Fragestellungen, Methoden und Erkenntniszielen. Unter diesem Begriff finden sich dann alle möglichen akademischen Fächer wieder, die diesen Interessen folgen (vgl. Prinz/Weingart 1990). Das andere Mal dient die Bezeichnung „Kulturwissenschaft“ als spezifische Bestimmung einer konkreten Disziplin, die – wie beispielsweise in Tübingen – sich selbst als universitäre Organisationseinheit mit diesem Namen identifiziert. Die Volkskunde/Europäische Ethnologie betreibt in dieser diskursiven Form eine paradox gestaltete Autorisierung ihrer universitären sowie gesellschaftlichen Institutionalisierung. Über das Profil und den Namen der Kulturwissenschaft bestimmt sie sich gleichzeitig als *disziplinär formierte*,

überdisziplinäres Wissen schaffende Institution. Noch kürzer gefasst versteht und definiert sie sich damit als interdisziplinäre Disziplin.

Ihre Plausibilität erreicht diese paradoxe Konstruktion durch zwei wesentliche Entwicklungen der Wissenschaft und der Universität als deren tragende Institution am Ende des 20. Jahrhunderts. Erstens transformiert sich die „Identität der Wissenschaft von der einheitlichen Wissenschaft der Akademie und ihrer universalgelehrten Mitglieder zu der disziplinär arbeitsteilig organisierten universitären Forschung der Spezialisten“ (Weingart 2001: 121), die dennoch weiterhin dem Ideal einer „Einheit der Wissenschaft“ verschrieben bleibt. Peter Weingart beschreibt die unterschiedlichen Auswirkungen dieser spannungsvollen Konzeption zwischen konstruierter Identität und struktureller Wirklichkeit ausführlich am Beispiel der viel besprochenen und viel beschworenen „Interdisziplinärität“ (ebd.: 120f.). Im Anschluss an die Ambivalenz dieser Diskussion bzw. Entwicklung formuliert die Volkskunde ausgesprochen passgerecht ihre eigene ambivalent gehaltene Fachidentität.¹³

Die volkskundlich-kulturwissenschaftliche Selbstdarstellung im Disziplinengefüge ordnet sich dann in das allgemeine strategische Spektrum einer gleichzeitigen fachlichen Differenzierung wie Entdifferenzierung ein, wie es das Gebot der Stunde von allen Positionen im Konkurrenzfeld verlangt: Die fachhistorischen Referenzen, Rückblicke und Selbstdarstellungen, die jeden volkskundlichen Artikel, jede Monografie und jede institutionelle Selbstdarstellung einleiten, durchdringen oder abschließen, dokumentieren und inszenieren immer wieder von Neuem die suchende Selbstetablierung der Disziplin im konkurrierenden Reigen der gesellschaftlichen WissenslieferantInnen. In variierender Kombination ihrer fachlichen Tradition, Transformation und Innovation statuiert und hinterfragt die Volkskunde in ständiger Diskursdialektik ihre eigene rechtschaffene Deutungsposition. Die Plausibilität dieser selbst rechtfertigenden Positionierung, die sich fest in die epistemische Organisation des Faches einschreibt, liegt im (geistes- und sozial-)wissenschaftlichen sowie einzeldisziplinären Evidenzverlust begründet, woraus für alle Fächer – nicht nur, aber auch für die volkskundliche Kulturwissenschaft – ein spezifisches Wissensmanagement folgt. Wesentlich ist dabei, die materiellen Gegebenheiten wie Institutionen, Ämterhierarchien, Qualifikationen, Publikationsgenres und Schreib-

13 Hartmut Böhme hat sich zu dieser ambivalenten Bedeutung der „Kulturwissenschaft“ kritisch geäußert: „Diskurs heißt erst mal ‚auseinanderlaufen‘ und nicht ‚zueinanderkommen‘. Also der Widerspruch ist das Dominante, und hierbei soll die Kulturwissenschaft [...] eine Instanz der Moderation dieses widersprüchlichen Felds der Heterogenitäten darstellen: also die Kulturwissenschaft als Moderation zwischen den Fächern, die in ihrer Spezialisierung versunken, vielleicht auch erstarrt sind. Dabei scheint sie das interdisziplinäre, von mir aus auch transdisziplinäre Diskursfeld zu sein, das – unter Voraussetzung einer disziplinären Identität der Fächer, auf die sie sich bezieht – die Wünsche nach einer Verbindung der unabhängig voneinander entwickelten Forschungsansätze befriedigen soll.“ (Böhme/Briegel/König/Reisch/Steinfeld 1999: 302f.) Im Blick auf die zeitgenössische Konkurrenzsituation lässt sich Hartmut Böhm's Darstellung zur Positionierung der „Kulturwissenschaft“ statt als kritische Diagnose – als die sie Böhme formuliert hat – als trefflichere Beschreibung der zeitgenössisch geforderten Diskurspraxis qualifizieren, die in Entgegnung auf die gesellschaftliche wie universitäre Herausforderung von unterschiedlichen geistes- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen entworfen und praktiziert wird.

stile als Rahmen zu akzeptieren und zu nutzen. Effizient und sinnvoll ist die disziplinäre (Selbst-)Differenzierung erst dann, wenn sie in der aktuellen Sprache des (akademischen) Kontextes formuliert wird.

Zudem zeigt sich seit den späten 1960er Jahren eine zunehmende Aufweichung der klaren Grenzziehungen zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit in westlichen Gesellschaften, die sowohl ihre spezifischen Formen der Forschungsrepräsentationen mit sich bringen als auch die gesellschaftliche Aufgabe wissenschaftlichen Wissens betonen und erleichtern (vgl. Bourdieu 1988: 72f.; Weingart 2001: 17). Im Anschluss daran verschafft sich die Volkskunde ihre legitime Position gerade durch ihr explizit ambivalentes Profil aus wissenschaftlich und gesellschaftlich ausgerichteter Deutungskompetenz.

Dreischenklige Achsenkonstruktion – Der disziplinäre *Diskursraum* als *Denkraum* der Volkskunde

Die drei analytisch nachvollzogenen Schwerpunkte volkskundlichen Denkens und Forschens lassen sich zusammenfassend als *Diskursachsen* definieren, die die spezifische Art des volkskundlichen Wissens gleichzeitig formen und charakterisieren. Zum einen beschäftigt die Disziplin konstant die Frage, was der Kulturbegriff – als beschreibendes, analytisches bzw. reflexiv-kritisches Instrument der Forschung – leisten kann. Die Volkskunde muss gemäß ihrer eigenen Definition und Charakterisierung als Kulturwissenschaft immer wieder neu bestimmen und belegen, was der Kulturbegriff für die Repräsentation und das Verstehen der gesellschaftlichen Wirklichkeit leisten kann. Dass diese Reflexion kein fachlich bedingtes Problem darstellt, sondern einen interdisziplinären Evidenzverlust des Kulturbegriffs markiert, muss von den FachvertreterInnen im Anschluss an andere, außerfachliche Diskussionen deutlich gemacht werden. Das Infragestellen von „Kultur“ als Fakt, Fiktion oder Manipulation, wie sie auch die Tübinger Forschungsarbeit durchzieht, bezieht sich dabei konsequent auf ebenso grundsätzliche wie prominente Diskussionen in den Nachbardisziplinen Ethnologie, Geschichte oder Soziologie – unter den Stichwörtern des „Writing Culture“ (vgl. Clifford/Marcus 1986), der Geschichtsmächtigkeit von Kultur und Alltag (vgl. Conrad/Kessel 1994 u. 1998; Hardtwig/Wehler 1996; Lüdtke 1989) sowie der die Gesellschaft prägenden Selbstrepräsentation durch Begriffe wie Kultur (vgl. Bollenbeck 1994; Luhmann 1995). Plausibel wird die scheinbar unendliche Kritik und Restitution des volkskundlichen Kernbegriffs „Kultur“ ebenfalls durch den zeitgleichen interdisziplinären Anspruch auf das Forschungsgebiet und die theoretische Konzeptualisierung von „Kultur“. Im Zuge der existentiellen Nachfrage nach der Potenz und Relevanz der Geisteswissenschaften beschreiben auch andere Disziplinen ihre Neuorientierung im Sinn und Profil von Kulturwissenschaften (vgl. Böhme/Matussek/Müller 2000; Gerbel/Musner 2002; Helduser/Schwietring 2002; Kaschuba 1999; Lutter/Reisenleitner 1998).

Mit dieser diskursiven Autorisierung des Kulturbegriffs ist auch die kulturwissenschaftlichen Wissens verbunden. Als zweite Achse der volkskundlichen Diskursformation lässt sich dementsprechend die regelmäßig eingeführte Thematisierung der wissenschaftlichen wie gesellschaftlichen Funktionalität und Glaubwürdigkeit kulturwissenschaftlichen Wissens beschreiben. Akzeptabel wird sowohl die Thematisierung als auch die Statuierung der sozialen Relevanz volkskundlichen – in Form kulturwissenschaftlichen – Wissens durch einen allgemeinen Autoritätsverlust wissenschaftlichen Wissens als grundsätzlich „wahres“ und „objektives“ Wissen (vgl. Böschen/Wehling 2004).

Drittens hat dieser öffentlich wahrgenommene Verlust von wissenschaftlicher Wahrheitsautorität und gesellschaftlicher Legitimität der Universität auch auf die akademischen Einheiten selbst – das heißt auf die Disziplinen – übergegriffen. Im Kontext einer Universität, die sich der inhaltlichen wie finanziellen Rechenschaftslegung nach außen stellen muss (vgl. Kimmich/Thumfart 2004), geraten alle Fächer unter den Druck, ihre je eigene Legitimität und Notwendigkeit konstant und explizit nachzuweisen. Diese Situation provoziert und plausibilisiert gleichzeitig die volkskundliche Selbstdarstellung als legitime, weil fachlich genuine und gesellschaftlich relevante akademisch installierte Institution. Der in jedem volkskundlichen Artikel inhärente Selbstbeweis als Kulturwissenschaft charakterisiert dementsprechend die dritte Diskursachse, die das fachliche Denken rahmt.

Der thematische Zusammenhang der drei Schwerpunkte führt diskursanalytisch interpretiert zu einer Verknüpfung der drei Achsen zu einem „dreischenkligen“ Diskursraum. Aus dem formal bestimmbaren Diskursraum der Volkskunde entsteht und besteht damit auch der disziplinäre Denkraum. Bestimmen die formalen Aspekte – der je gewählten Begriffe, Themenstellungen, Publikationsmedien und der Positionen, von denen aus gedacht, gesprochen und publiziert wird – als Bedingungen den strukturellen Diskursraum, so fungieren und funktionieren sie gleichzeitig als Möglichkeitsbedingungen für das fachliche Denken. Das formale Bedingungsfeld des Diskursraums spezifiziert sich in dieser Weise als nutzbarer und genutzter Denkraum für die Volkskunde.

Das Produkt und gleichzeitig das Instrument zur Manifestierung, Reproduzierung und erfolgreichen Positionierung dieses Diskurs- und Denkraums bildet die fachliche Forschungsagenda. Das, was die Volkskunde zu ihrem Thema macht, ist Effekt – im doppelten Sinn von Ergebnis und Wirkung – des dreischenklig strukturierten Formationsfelds. Erst in Realisierung und Kombination aller drei Diskursachsen werden die behandelten Forschungsthemen auch diskursiv autorisiert zu volkskundlich legitimen Themenstellungen. Die Verknüpfung von Kulturbegriff, Autorisierung des kulturwissenschaftlichen Wissens und der Volkskunde als legitime Kulturwissenschaft formt die Bearbeitung disziplinärer Untersuchungen im Sinn der legitimierten, spezifisch möglichen Fragestellungen, Perspektivierungen, Theoriebezüge und Methoden. Der Raum des Denkens, der in dieser Weise diskursiv etabliert wird, fundiert, gestaltet und fokussiert die volkskundliche Forschungsagenda. Die innere Vernetzung der Diskursachsen erreicht die stabile Rahmung des fachlichen Denkens, die aber kontextbedingt keine endgültige Stabilität garantieren

kann und deshalb immer wieder zum Thema gemacht werden muss. Bestimmte Phänomene geraten so in den ForscherInnenblick, andere werden ignoriert. Die konkrete Wahl der drei Diskursachsen, die in jeder fachlich legitimen Publikation die Grundstruktur vorgeben, öffnet und schließt den volkswissenschaftlichen Denkraum. Indem die drei Achsen – sowohl inhaltlich als auch zahlenmäßig – begrenzte und damit auch historisch spezifische Möglichkeiten zur Verfügung stellen, die Wirklichkeit zu beschreiben und zu reflektieren, etablieren sie eine – alle fachlichen Äußerungen umfassende – Ordnung der Dinge.

Fazit

Im Kontext einer universitären und gesellschaftlichen Konkurrenz des Wissens, die darauf basiert, dass die historische Phase der letzten rund 200 Jahre, die sich als „Moderne“¹⁴ etikettiert, sich grundsätzlich und seit ihren Anfängen als ihre eigene „Reflexionsmaschine“ betätigt, bestimmt sich das volkswissenschaftlich-ethnografische Wissen auch am Ende des 20. Jahrhunderts als Wissen zwischen Wissenschaftlichkeit und Gesellschaftspolitik. Angesprochen ist damit die zentrale Stellung, die die Reflexivität im Zeitalter der Moderne gewinnt und diese *vice versa* definiert. Selbstbeschreibung, -darstellung und -interpretation werden zum Boden auf dem und zum Horizont vor dem sich die moderne Gesellschaft verortet (vgl. von Graevenitz 1999). Angesprochen ist aber auch die Automatisierung, die im Begriff der *Reflexionsmaschine* zum Ausdruck kommt: Im Verlauf des 19. und 20. Jahrhunderts wird die Produktion und Reproduktion von individueller wie gesellschaftlicher Sinnstiftung durch wissenschaftsbasierte Selbstdeutung in spezifisch dafür eingerichteten Institutionen automatisiert und auf Dauer angelegt. Das wissenschaftliche Wissen erhält in diesem Zusammenhang eine privilegierte Stellung sowie eine politische Qualität, indem es die gesellschaftliche Entwicklung in der Moderne fundiert, profiliert und motiviert.¹⁵

Das durch die universitäre Disziplin der Volkskunde hergestellte Wissen bestimmt sich demzufolge – in pointierter Zusammenfassung des im Aufsatz Dargestellten – als eine *innere Verschränktheit von Ethnografie und Identitätspolitik zu kulturwissenschaftlichem*

14 Zu den Diskussionen um die (Selbst-)Etikettierung der letzten 200 Jahre als „Moderne“ und deren Charakteristika vgl. Bauman 1995; Beck/Bonß 2001; Beck/Giddens/Lash 1996; von Graevenitz 1999; Luhmann 1992a.

15 Was Nico Stehr folgendermaßen formuliert: „Modern societies have made dramatic advances in the intellectual appropriation of nature and society. There exists an immense stock of objectified knowledge that mediates our relation with nature and with ourselves. In a general sense, this advancement used to be seen, in earlier contexts, as a form of modernization and rationalization that would lead to a ‚unity of civilization‘. This second nature overshadows the primary nature of humans. The real and the fictional merge and become indistinguishable. Theories become facts, yet facts cannot police theories. It is only after the societal significance of such opposites and oppositions has been understood that the full sociological significance of knowledge can become clear. Such a perspective leads to the realization that knowledge is increasingly the foundation of authority, that access to knowledge becomes a major societal resource as well as the occasion for political and social struggles.“ (Stehr 2005: 117).

Wissen. In der konkreten und charakteristischen Ausrichtung, die Wirklichkeit als gesellschaftliches Ordnungsmodell einer differenziert integrierten Gemeinschaft zu zeichnen, das am besten – weil am differenziertesten und komplexesten – von der Volkskunde als Kulturwissenschaft kritisch und reflexiv zugunsten des Glücks möglichst aller generiert wird, übernimmt das volkswissenschaftlich-ethnografische Wissen eine bedeutungsvolle Funktion für die gesellschaftlichen Konsensvorstellungen. Ethnografisches Wissen – verstanden als Produkt und Substrat einer auf die Gesellschaft ausgerichteten volkswissenschaftlichen Kulturwissenschaft – definiert sich dann als Wissen *über* die Gesellschaft *für* eine „neue“ bzw. modifizierte Gesellschaft. Das heißt Wissen über die Gesellschaft ist *per definitionem* nicht loslösbar von Wissen für die Gesellschaft, da Wissen über die Gesellschaft den diskursiven Effekt des autorisierten und legitimierten – also gehörten und wahren – Wissens für die Gesellschaft darstellt. Die Konkurrenz um den Kulturbegriff, die in variiertem Form den volkswissenschaftlichen Denkraum in dessen Charakteristik organisiert, manifestiert die moderne Konkurrenz um die adäquate Selbstbeschreibung der Gesellschaft durch ihre dafür legitimierten und autorisierten Wissenschaften. Die Volkskunde steht und bewegt sich dabei als Akteurin im Feld einer „Politik des Wissens“, die als spezifische soziale Praxis des konkurrierenden Aushandelns von sozial gültiger Wahrheit über die Gesellschaft und deren Ordnung mithilfe von spezifisch darauf zugeschnittenem Wissen – unter anderem im Modus der Kulturwissenschaft(en) – beschrieben werden kann.